

Von Steve Mosby sind bereits folgende Titel erschienen:

Der 50/50-Killer

Spur ins Dunkel

Tote Stimmen

Schwarze Blumen

Kind des Bösen

Der Kreis des Todes

Nachtschatten

Der Totschreiber

Über den Autor:

Steve Mosby, geboren 1976 in Horsforth/Yorkshire, studierte Philosophie und lebt als freier Schriftsteller in Leeds. Mit *Der 50/50-Killer* gelang ihm der Durchbruch als hochklassiger Thrillerautor. Für seine bisher neun Romane erhielt er 2012 den angesehenen *Dagger in the Library* der britischen *Crime Writers' Association*.

STEVE MOSBY

HÖLLE AUF ERDEN

THRILLER

Aus dem Englischen von
Ulrike Clewing

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»I Know Who Did it« bei Orion Books, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Januar 2019
Droemer Taschenbuch
© 2015 by Steve Mosby
First published by Orion, London
© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Viola Eigenberz
Covergestaltung: init Kommunikationsdesign, Bad Oeynhausen
Coverabbildung: Plainpicture/DaveWall
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30565-2

Für Lynn und Zack

GROVES

Der Junge in der Grube

Es war fast Mitternacht, als sie schließlich mit David Groves in den Wald fuhren. Äußerlich wirkte er absolut ruhig. Daran würde er sich später deutlicher erinnern als an alles andere. Er wusste noch, dass er dachte: *Es muss seltsam auf sie wirken, wie ruhig ich bin.*

Sie waren auf der Umgehungsstraße Richtung Norden unterwegs. Zu dieser späten Stunde herrschte nur wenig Verkehr, und auch der flaute stetig ab, je weiter sie kamen. In entgegengesetzter Richtung führte dieselbe Straße zu den Abzweigungen in die Wohngebiete und Einkaufszentren der Stadt; auf der Strecke war immer viel los. Der Norden hingegen war dem Verfall preisgegeben, es gab kaum etwas, das die Fahrt hierher lohnte. Das Gewerbegebiet, das zur Linken an ihnen vorbeisauste, lag größtenteils verlassen und tot da. Fabrikdächer waren in sich zusammengesunken, ohne dass es jemanden zu stören schien.

Auch an Wäldern fuhren sie vorbei, die sich düster und undurchdringlich zur Rechten erstreckten. An manchen Stellen führten Fußwege hinein, die jedoch spätestens nach einer halben Meile eine Kehre beschreiben, um ein Stück die Straße hinauf wieder aus dem Dickicht herauszukommen. Nicht ein Jahr verging, ohne dass sich Menschen darin verirrten, weil sie bar jeglicher Ortskenntnis die Wege verließen. Es gab unzählige stillgelegte Schächte und Gruben, die alle zugewuchert und auf offiziellen Karten nicht einmal markiert waren. Es war erstaunlich, wie leicht man da draußen die Orientierung verlor – als regierte ein eigenes Magnetfeld in dem Gebiet, das den inneren Kompass außer Kraft setzte. Der weitläufige Wald barg viele Gefahren.

Groves sah durchs Autofenster die Bäume vorbeihuschen. Pechschwarz hoben sich die Berge in der Ferne vom Nachthimmel ab. Darüber stachen die Sterne hervor: ein interstellares, leuchtendes Meer aus Staubteilchen und Diamanten. Ein Schauspiel, das einem in der Stadt verborgen blieb. Hier draußen aber, so weit im Norden, gab es kaum künstliches Licht, so dass das Leuchten bis auf die Erde gelangte. Es ist immer seltsam mit dem Himmel, sinnierte Groves; richten wir unser Licht auf ihn, verschwindet er. Diese Haltung auch gegenüber seinem eigenen Glauben einzunehmen, dazu war er in letzter Zeit gezwungen gewesen.

Er wandte den Blick wieder ab.

Sie saßen zu dritt im Wagen. Groves hinten auf der Rückbank, allein. Mit dem ganzen Körper stimmte er in das Schaukeln des fahrenden Wagens ein. Die wenigen Straßenlaternen, unter denen sie herfuhrten, tauchten den Innenraum flüchtig in orangefarbenes Licht, bevor es um sie herum wieder dunkel wurde. Es regnete leicht, die Scheibenwischer sprangen in regelmäßigen Intervallen quietschend an. Sonst war es absolut still. Niemand machte Anstalten, ein Gespräch anzufangen. Darüber, wohin sie fuhrten und warum, konnten sie nicht reden, und jedes andere Thema wäre zu banal, wenn nicht sogar ein Affront gewesen. Sie zogen es deshalb vor, gar nichts zu sagen und so zu tun, als wäre das Schweigen würdevoll und nicht Ausdruck ihrer Verlegenheit. Je länger die Fahrt dauerte, umso mehr schien sich die Atmosphäre im Wageninneren zu verdichten, einen Druck aufzubauen, der die Fenster fast zum Bersten brachte.

Er fragte sich, was die Polizisten, die vorn saßen, dachten.

Unvorstellbar, was der durchmacht, vielleicht. Oder: Ich könnte das nicht.

Dabei war er sich nicht einmal sicher, ob er selber dazu imstande wäre. Er wusste nur, dass einer es schließlich tun musste und dass Caroline es in diesem Fall bestimmt nicht war. Zwar bestand kein Grund zur Eile, aber er hatte es für seine Pflicht gehalten, es so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Groves hatte mit den Ermittlungen nichts zu tun, doch diese Fahrt war eine dienstliche Gefälligkeit, um die er nicht einmal hatte bitten müssen. DCI Reeves hatte Bedenken geäußert und ihn zweimal gefragt, ob er sich seiner Sache wirklich sicher war, aber der Ausdruck in Groves' Gesicht hatte gereicht. Wie schwer es auch werden würde, es war richtig, und Groves galt gemeinhin als einer, der immer das Richtige tat. Alle wussten, dass er ein guter Mann war. Und damit war die Diskussion beendet.

Der Fahrer bremste und setzte den Blinker. Sie fuhren in eine Parkbucht, in der sich die düsteren, massigen Schatten von zwei Mannschaftswagen der Polizei bereits unter das dichte Blattwerk geschoben hatten. Der Zugang zu dem Fußweg wurde von einem einzigen Beamten bewacht; seine Weste erstrahlte zitronengelb im Licht der Scheinwerfer, bevor sie ausgeschaltet wurden.

»Wir sind da«, sagte der Fahrer.

»Danke.«

Die Kraft seiner Stimme ließ ihn zusammenzucken. Fast war es, als gehörte sie jemand anderem. Und er fragte sich erneut, was die anderen Beamten denken mochten.

Es muss seltsam auf sie wirken, dachte Groves, wie ruhig ich bin.

Vielleicht hielten sie ihn für unerschrocken und unter den gegebenen Umständen sogar für besonders abgeklärt. Vielleicht dachten sie aber auch, dass er all seine Kräfte zusammennahm und sich entschlossen auf die Abscheulichkeit einstellte, die ihn erwartete. Dabei fühlte er sich weder

stark noch mutig, und wenn die letzten zwei Jahre ihn eines gelehrt hatten, dann, dass der Anschein von Ruhe nichts zu bedeuten hat. Äußerliche Ruhe sagt nichts darüber aus, was als Nächstes passieren könnte. Auch eine Bombe verhält sich ruhig, bevor sie detoniert.

Wegen des Regens war im Wald ein Zelt errichtet worden. Strahlend weiß angeleuchtet von den Scheinwerfern, die notdürftig zwischen den Bäumen aufgestellt waren, schien es wie ein Geist über der Lichtung zu schweben. Dass das Zelt eher zum Schutz des Tatortes da war und weniger aus Respekt vor dem, was sich darunter befand, war Groves klar. Trotzdem war er froh.

Und man begegnete ihm achtungsvoll. Als er die kleine, hell ausgeleuchtete Lichtung betrat, verstummten die Beamten und Ermittler vor Ort, aber alle sahen sie ihn an, und wer ihn kannte, nickte ihm voller Mitgefühl zu. Die Botschaft war klar. *Wir sind deine Brüder und Schwestern, sagten sie ihm. Auch wenn wir uns nicht vorstellen können, wie groß der Verlust für dich ist – wir tun, was wir können, und wenn möglich noch mehr.*

In der Mitte, unter dem Zelt, war der Boden aufgewühlt. Blätter hatte man sorgfältig an den Rand geschoben, Erde war abgekratzt und für spätere Untersuchungen in Beutel gepackt worden. Das Resultat war eine kleine Grube mitten unter dem Zeltdach, nicht mehr als ein paar Zentimeter tief.

Fast eine Meile hatte Groves sich durch stockdunklen Wald schlagen müssen, um hierher zu gelangen. Zunächst auf markierten Wegen, dann über kaum passierbare Trampelpfade. Die Polizisten, die ihn begleiteten, ließen den Schein ihrer Taschenlampen vor sich über den Boden tanzen. Er hatte nicht weiter auf seine Schritte geachtet. Jetzt aber, wo er hier war, zögerte er plötzlich. Nichts stellte sich

ihm in den Weg, trotzdem vermochte er kaum weiterzugehen.

Gott, steh mir bei.

Er nahm all seinen Mut zusammen, als die anderen Beamten zurücktraten, um ihm Platz zu machen. Zweige knackten leise unter seinen Füßen. Stück für Stück trat zutage, was sich in der Grube befand. Aber auch nachdem er es vollständig vor Augen hatte, brauchte es noch eine Weile, um sich zu etwas zusammenzufügen, das sein Gehirn verarbeiten konnte.

Die Erinnerung überfiel ihn. Caroline und ihm war es nie gelungen, Jamie eine bestimmte Bettzeit anzugewöhnen, und so hatte der Kleine sich sogar noch mit fast drei Jahren seinen eigenen Rhythmus erhalten. Sie konnten es nicht ertragen, ihn weinend in seinem Bettchen zurückzulassen. Keiner von ihnen konnte das unterdrückte Weinen aushalten, besonders weil sie, jeder für sich, so viel gemeinsame Zeit darauf verwendeten, ihre eigenen Tränen zu unterdrücken. Also hatten sie es aufgegeben. Nacht für Nacht legte Jamie sich aufs Sofa, sagte *Gute Nacht, Mami und Daddy*, und eine halbe Stunde später trug einer von ihnen das friedlich schnaufende, schlafende Bündel ins Schlafzimmer hinauf. Der Kleine schlief immer auf derselben Seite ein, die Hände vor dem leicht geöffneten Mund zusammengelegt, die Füße an den Knöcheln überkreuzt, das weiche, blonde Haar hinters Ohr geschoben.

So oft war Groves ergriffen gewesen von diesem vollkommenen Frieden in seinem Gesicht. Ein Kind, das in den Schlaf gesunken war. Das entschädigte für alles; ein gelungener Tag.

Genauso lag der Junge in der Grube, und dieser Anblick versetzte ihm einen schmerzlichen Stich – und dann natürlich die Kleider. Die ausgebeulten Jeans. Das, was von dem

orangefarbenen T-Shirt mit dem lilafarbenen Hai übriggeblieben war. Er dachte an Caroline, daran, wie sie es zusammen mit einem anderen an dem Morgen hochgehalten hatte, als Jamie verschwunden war. *Hai? Oder Affe?* Immer wieder hatte sie ihn das gefragt, immer schneller und die T-Shirts dabei hin und her bewegt, bis Jamie sich vor Lachen kaum noch halten konnte. *Hai, Mami! Hai.*

Ein paar Haarsträhnen waren auf schmerzhaft vertraute Weise noch zurückgekämmt, jetzt aber schmutzig und spröde wie die Wurzeln im Erdreich drum herum. Der kleine Kopf war gräulich und gesprungen wie eine rußgeschwärzte alte Glühbirne. Eine Art Ruhe lag über allem, gewiss, aber eigentlich war es Leere.

Der Regen trommelte auf das Zeltdach.

Groves starrte auf die sterblichen Überreste hinab.

Er war gar nicht ruhig, bemerkte er. In Wahrheit war er fassungslos, den ganzen Nachmittag kaum bei Sinnen gewesen. Als hätte er neben sich gestanden, seit der Anruf gekommen war, und den eigenen Gedanken und Bewegungen zugesehen, ohne etwas zu spüren. Jetzt kam er wieder zu sich – in diesem Augenblick hier im Wald – mit einem festen, dumpfen *Schlag*, wie der des Herzens, den es macht, nachdem es einmal ausgesetzt hat.

Er ließ den Blick über die anderen Dinge schweifen, die neben dem toten Körper des kleinen Jungen in der Grube lagen. Ein Spielzeug an seiner Seite. Mehr noch als die Kleider, das Haar und die Lage war es der Anblick des Spielzeugs, der alles besiegelte.

Pu der Bär. Die Erde hatte das Orange stumpf werden lassen, und trotzdem hatte er den Plüschbär sofort erkannt. Er war Jamies Liebstes auf der Welt gewesen. Immer, wenn er morgens aufwachte, kuschelte er mit ihm und gab ihn auch im Laufe des Tages nur selten aus der Hand, bis er, das

Stofftier eng an die Brust gedrückt, abends auf dem Sofa wieder einschlief.

»Ja.«

Niemand in der Lichtung antwortete. Seine Stimme klang nicht mehr so fest wie auf der Rückbank im Auto. In der Stille, die sich ausbreitete, hörte er den Regen über sich auf die Plane tropfen, langsam und regelmäßig wie ein Fingertrommeln. Detective David Groves setzte noch einmal an.

»Ja«, sagte er. »Das ist mein Sohn.«

ERSTER TEIL

Und als es hieß, ihre MUTTER sei entschlafen, wurden SIE zu IHR in den Himmel gebracht. Und SIE bat SIE, sich zu IHR zu setzen, und voller Staunen lauschten SIE IHR, wie SIE IHNEN von den Geheimnissen des Lebens und des Todes berichtete, von der wahren Natur des Guten und des Bösen, davon, dass die Toten niemals wirklich von uns gehen und wie sie trotz allem bei uns bleiben können.

Auszug aus der Cane-Hill-Bibel

MARK

Eine schreckliche Wahrheit

Ich bin jetzt glücklich. Ich führe ein schönes Leben. Würde man jedoch tiefer bohren, stieße man auf etwas Schreckliches im Fundament.

Aus heutiger Sicht mutet es seltsam an, auf das zurückzublicken, was passiert ist. So eindringlich, wie das alles damals war – Bilder und Geräusche, leuchtend und unauslöschlich; jede einzelne Empfindung so klar und einprägsam –, hätte ich mir nie vorstellen können, dass ich es eines Tages vergessen könnte. Dass ich an einem anderen Ort ein neues Leben führen und in einem hochangesehenen Team bei der Polizei meiner Arbeit nachgehen würde. Mit einer Frau zusammen sein würde, die ich über alles liebe. Unvorstellbar damals, dass es sich jemals so weit weg von mir anfühlen könnte wie jetzt.

Ich war mit dem Rucksack unterwegs, als es passierte. Mit einer anderen Frau. Meiner damaligen Freundin. Lise und ich schlugen unser Zelt eines Abends auf einem kleinen Campingplatz an der Küste auf. Danach gingen wir zum Strand hinunter, um im Meer zu baden. Die Sonne bot einen traumhaften Anblick, als sie sich zum Wasser hin senkte und den Horizont vor unseren Augen in ein flammendes Orange tauchte. Ich sehe noch unsere Schatten, die uns folgten, als wir zum Meeressaum liefen, und spüre den weichen Sand an unseren Füßen.

Außer uns war niemand da; wir hatten den ganzen Strand für uns. Es war so wunderbar. Wir waren jung und verliebt und konnten nicht voneinander lassen. Wir liefen ins Wasser und ließen uns auf den seichten Wellen treiben. Wenn wir von der Strömung aufeinander zugetrieben wurden, um-

armten und küssten wir uns. Drifteten wir wieder auseinander, fassten wir uns an den Händen, ließen den Körper an die Oberfläche steigen und lagen ruhig auf dem Wasser. Die Zehen lugten hervor, und wir sahen zu, wie das Licht der Sonne alles um uns herum wie mit einem Tuch aus glitzernden Perlen überzog. Es war einfach nur traumhaft.

Ich war kein guter Schwimmer und wollte nur so weit hinaus, dass ich noch stehen konnte. Deshalb probierte ich immer wieder, ob ich noch Grund unter den Füßen hatte und Sand zwischen den Zehen spürte. Das verschaffte mir ein Gefühl von Sicherheit. Plötzlich aber trat ich ins Leere, geriet mit der Nase unter Wasser und tauchte keuchend wieder auf. Ich reckte den Hals, um zum Strand zu sehen, der auf einmal viel weiter entfernt zu sein schien, als er sein sollte.

Bleib ruhig, rief Lise mir zu. Genau weiß ich es nicht mehr, aber so etwas in der Richtung. Sie sah, dass ich panisch wurde. Sie selbst war zu diesem Zeitpunkt noch ganz gelassen. *Wir schwimmen wieder zurück*.

Ich nickte, und wir schwammen zum Strand zurück. Dabei wandte ich vermutlich mehr Kraft auf als nötig. Obwohl ich mich nicht unmittelbar in Gefahr befand, wurde ich nervös und sehnte mich nach dem beruhigenden Gefühl, Grund unter den Füßen zu haben. Ich war fast am Ende meiner Kräfte, als ich kurze Zeit später wieder zum Strand sah, der jetzt noch weiter entfernt lag als zuvor.

Während ich einen Moment, ohne zu schwimmen, im Wasser trat, spürte ich, wie das Meer an mir zog. Lise hatte sich inzwischen schon ein Stück entfernt, und ich erkannte, dass sie jetzt gar nicht mehr gelassen war. Und das versetzte mich erst richtig in Panik, denn sie konnte viel besser schwimmen als ich. Sie ließ sich so schnell nicht aus der Ruhe bringen.

Schrei um Hilfe, rief sie mir zu.

Das tat ich – wir schrien beide, so laut wir konnten –, aber nicht laut genug und scheinbar ins Nichts. Niemand war in der Nähe, der uns hätte hören können. Ich schwamm jetzt wieder, so als würde ich mich ans Wasser klammern. In null Komma nichts schien sich das Meer von einem ruhigen Gewässer in ein rauhes, aufbrausendes Monster verwandelt zu haben. Wie die Sonne, wenn sie sich manchmal blitzschnell hinter einer Wolke versteckt. Aus der Ferne hörte ich Lise schreien, dann drückte mich eine Welle hinab. Keuchend und würgend kam ich wieder hoch. Das Wasser in den Augen ließ den Strand nur verschwommen aufscheinen und seltsamerweise wie ein unbezwingbares Kliff hoch über mir. Dann wurde ich wieder hinuntergedrückt.

Wie ich es gemacht habe, weiß ich nicht, aber ich schwamm weiter. Ich war fest davon überzeugt, dass ich sterben würde, und es fühlte sich lächerlich und auch ungerecht an. Ein guter Schwimmer war ich nie gewesen, aber mich ergriff etwas Triebhaftes und Elementares, so dass ich immer wieder neue Kraft fand, wenn mein Körper schlappzumachen drohte. Ich hörte nicht auf zu schwimmen. Mehr nicht. Irgendwann – vielleicht nicht mehr als eine Minute später – spürte ich wieder Grund unter den Füßen und schleppte mich triefnass und vollkommen erschöpft aus dem Wasser. Erst begriff ich nicht, dass ich am Leben war. Aber es war so. An dem Abend schaffte ich es aus dem Meer heraus. Lise nicht.

Das letzte Bild, das ich von ihr habe, ist das vom Strand aus, wo ich am Wasser stehe und ihr zurufe: *Schwimm! Atme! Du schaffst das!* Ich konnte an ihrem Gesicht ablesen, dass sie mich um Hilfe anflehte, kurz bevor sie in den dunklen Wellen verschwand und ich sie nie wiedersah.

Danach hatte ich lange das Gefühl, ebenfalls gestorben

zu sein. Ich erinnere mich, dass die Tage genauso dunkel waren wie die Nächte und dass mir die Trauer um Lise körperliche Schmerzen bereitete – der Kummer saß mitten in meiner Brust, wie eine muskuläre Verspannung, die sich durch Dehnen oder eine andere Körperhaltung nicht beseitigen ließ. Ihr Verlust tat mir unerträglich weh. Mein Leben hatte eine Verletzung erfahren, die ich nicht glaubte aushalten zu können. Und trotzdem lebte ich weiter. So ist das eben.

Mit der Zeit wurde es leichter. Ich wusste, was Lise sich für mich gewünscht hätte. So nahm ich mein Leben wieder in die Hand, bewarb mich um einen anderen Job und versuchte einen Neuanfang – auf der anderen Seite des Landes. Ich trauerte, brachte mein Leben aber in Ordnung. Schließlich lernte ich auch eine andere Frau kennen und verliebte mich in sie. Der Abstand zwischen *heute* und *damals* wurde immer größer, bis das, was mich damals so sehr verletzt hatte, verarbeitet war und nicht mehr so weh tat, wenn ich daran dachte. Ich habe mir ein neues Leben aufgebaut, und ich bin glücklich. Ich habe es geschafft, mich über Wasser zu halten.

All dem liegt eine schreckliche Wahrheit zugrunde und eine Frage, die zu stellen ich vermeide. Die Wahrheit ist, dass Lise ihr Leben verloren und meines sich unwiderruflich und auf entscheidende Weise verändert hat. Aber nicht nur zum Schlechten. Das glückliche Leben, das ich jetzt führe, baut auf dieser Tragödie auf. Ohne sie gäbe es auch mich nicht. Sosehr ich sie damals geliebt habe: Gäbe man mir eine Möglichkeit, die Zeit zurückzudrehen, dafür zu sorgen, dass Lise jenen Abend überlebt hätte und mein Leben jetzt ganz anders wäre – würde ich sie tatsächlich nutzen?

Die Frage zu stellen ist müßig, denn natürlich ist das nicht möglich. Ganz gleich, welche Abzweigung das Leben

einen nehmen lässt, es kann immer nur in einer Richtung weitergehen. Die Zeit lässt sich nicht zurückdrehen, und Menschen, die einem genommen werden, sind für immer fort.

Das jedenfalls habe ich gedacht. Aber das war, bevor eine Frau namens Charlie Matheson von den Toten zurückgekehrt ist.

CHARLIE

Was war mit ihrem Gesicht passiert?

Constable Tom Wilson war im Kriechtempo auf der Town Street unterwegs, als er sie entdeckte.

Er befand sich nach einem Einsatz auf dem Rückweg zum Revier: Ein Fall von häuslicher Gewalt zwischen einem Ehepaar hatte die Polizei auf den Plan gerufen. Wie die Tage zuvor war es auch heute viel zu heiß gewesen, und er hatte den Eindruck, dass die Hitze die Leute immer zum Äußersten trieb. Sie glühten förmlich, liefen heiß, ärgerten sich über irgendetwas und rasteten aus. Männer standen in Trauben vor den Pubs, die meisten waren angetrunken. Ihre Frauen beneidete er nicht. Genauso wenig wie die Leute von der Spätschicht.

Wilson sah auf die Uhr. Eine Stunde noch bis Dienstschluss, wenn nicht etwas dazwischenkam. Alles Mögliche konnte noch passieren, aber trotzdem zählte er in Gedanken schon die Minuten. Ein kühles Bier im Garten wäre fein, dachte er – ein klein wenig Entspannung nach einem langen, harten Tag. Er fuhr langsam weiter. Den Arm ins offene Seitenfenster gelegt, spürte er die Verheißung des Bieres schon auf der Zunge.

Dann sah er die Menschen dort stehen.

Fast wirkte es schon wie eine Versammlung, die sich vor einem Lebensmittelgeschäft zusammengefunden hatte und ihm rein körpersprachlich und unübersehbar signalisierte, dass etwas nicht stimmte. Alle starrten auf einen einzigen Punkt. Einige beugten sich vor, und einer saß in der Hocke, als würde er mit jemandem reden, der am Boden lag.

Wilson dachte an eine alte Dame, die gestürzt sein könnte. Dann hatte man vermutlich schon einen Krankenwagen

gerufen. Aber trotzdem. Er setzte den Blinker, fuhr auf den Seitenstreifen und stellte den Wagen auf der gegenüberliegenden Seite ab.

Während er auf eine Lücke im Verkehr wartete, um die Fahrbahn überqueren zu können, drehten sich einige nach ihm um und schienen geradezu dankbar zu sein, als er schließlich über die Straße kam. Eine Uniform suggeriert Sicherheit. Allen Ereignissen an diesem heißen Nachmittag zum Trotz hatte Wilson die Erfahrung gemacht, dass die meisten Menschen anständig waren und jemandem zu Hilfe eilten, wenn er sich in Not befand. Allerdings waren sie dabei immer ein wenig unschlüssig, nach dem Motto *Ich weiß nicht genau, was ich tun soll*, als läge ein aus dem Nest gefallener Vogel vor ihnen und sie überlegten, ob sie ihn anfassen durften oder nicht.

»Also«, sagte er. »Was ist passiert?«

Eine ältere Dame neben ihm antwortete. »Ich weiß es nicht. Sie kam einfach her und hat sich da hingesetzt. An ihrem Gang habe ich bereits gesehen, dass etwas nicht stimmte.«

Ein Mann hinter ihnen sagte: »Ich habe gerade schon einen Krankenwagen gerufen.«

»Gut. Würden Sie bitte alle etwas zurücktreten? Danke.«

Sie gehorchten und gaben den Blick auf eine Frau frei, die vor dem Laden auf dem Boden saß. Sie lehnte an einem Obstregal und hielt den Kopf gesenkt, so dass das lockige Haar ihr Gesicht verbarg. Sie hatte die Knie angezogen und die Arme wie zur Umarmung um die Schienbeine geschlungen, als klammerte sie sich an ihnen fest. Auch ohne dass er ihr Gesicht sehen konnte, hielt er sie für viel jünger, als er erwartet hatte.

Wilson beugte sich zu ihr hinab.

»Miss?«

Die Frau reagierte nicht. Sie war seltsam gekleidet, fiel ihm jetzt auf: Die Hose und die kurzärmelige Bluse leuchteten in einem strahlenden Weiß. Der Teint ihrer unbedeckten, dünnen Unterarme unterschied sich in der Farbe kaum von der Kleidung. Er betrachtete die Narben, die sich kreuz und quer über die Haut zogen. Es waren viele. Einige schienen älter zu sein, während andere vermutlich erst neueren Datums waren. Die Verletzungen, die Kluft ... Ihm kam der Gedanke, dass sie vielleicht irgendwo Patientin war, auch wenn ihm nicht einfiel, wo in der Nähe eine Klinik sein könnte.

»Miss?«, versuchte er es noch einmal. »Alles in Ordnung?«

Wieder keine Antwort. Sie umklammerte ihre Beine so fest, dass die Knöchel ihrer Hand die Haut zu durchstoßen schienen. Er bemerkte ihr hastiges Atmen, als versuchte sie, eine Panikattacke niederzukämpfen.

Gib ihr Zeit.

Wilson richtete sich wieder auf und wandte sich an die Frau, die ihm zuerst geantwortet hatte.

»Woher ist sie gekommen?«

»Von dort.« Sie deutete die Town Street entlang zu dem Feld, das sich dahinter erstreckte. »Ich wusste gleich, dass etwas mit ihr nicht stimmte. Ich habe es *sofort* gesehen. Irgendetwas an ihr war seltsam. Vielleicht ist sie ja betrunken.«

»Und was ist passiert? Ist sie zusammengebrochen?«

»Sie kam her, blieb stehen, und dann hat sie ... sich einfach hier hingesetzt.«

»Gut.«

Dass die Frau, die dort am Boden saß, betrunken war, glaubte Wilson nicht. Bei jemandem in einem solchen Zustand roch man es immer sofort. Egal, was sie getrunken

hatten, der Alkohol drang durch alle Poren. Und diese Frau roch zweifelsfrei nicht nach Schnaps. Ihm wehte nur eine Mischung aus dem Duft der Früchte von dem Obststand neben ihm und einem Hauch Desinfektionsmittel in die Nase, das war alles.

»Kennt jemand sie?«, fragte er in die Menge. »Hat jemand sie hier in der Gegend schon einmal gesehen?«

Er blickte in leere Gesichter, einige schüttelten den Kopf.

»Alles klar.« Er ging in die Hocke. »Miss? Können Sie mich verstehen? Ich heiÙe Tom. Ich bin Polizist. Alles wird gut, das verspreche ich Ihnen. Können Sie mir sagen, wie Sie heißen?«

Die Antwort konnte er kaum verstehen.

»Entschuldigung, könnten Sie das bitte wiederholen?«

»Charlie.«

»Gut. Hallo, Charlie.«

»Matheson. Das ist mein Nachname. Charlie Matheson.«

»Sehr gut«, sagte er. »Und jetzt ...«

»Ich hatte einen Unfall«, fuhr sie plötzlich fort. »Einen furchtbaren Unfall. Und ich weiß nicht, wo ich bin! Ich verstehe das nicht. Wo bin ich?«

Gerade wollte er antworten, als die Frau den Kopf hob und ihn ansah. Die Herumstehenden wichen zurück, und der Lärm von der Straße schien hinter einer Wand aus Wasser zu verschwinden.

Wilson wusste nicht, was er sagen sollte. Er konnte nicht anders, als die Frau anzustarren, vor ihr zu hocken und voller Entsetzen das zu betrachten, was ihrem Gesicht zugefügt worden war.

MARK

Von den Toten auferstanden

Von alledem wusste ich natürlich nichts, als ich am nächsten Morgen aufwachte. Ich wusste eigentlich überhaupt nicht viel.

In dem diffusen Zustand zwischen Schlafen und Wachen lag ich im Bett, sorgsam darauf bedacht, die Augen geschlossen zu halten, und hing meinen grauen, schweren und äußerst seltsamen Gedanken nach. Alles unzusammenhängende Puzzleteilchen, die, davon war ich überzeugt, kein schönes Bild ergeben würden, wenn man sie zusammensetzte. Mir schwante, dass es keine gute Idee wäre, mich zu bewegen, auch wenn ich nicht genau wusste, warum.

Du hast einen gewaltigen Kater, Mark.

Ach ja, genau. Das war es.

»Möchtest du einen Kaffee?«

Ich spürte einen Druck gegen mein Bein, als Sasha sich zu mir aufs Bett setzte. Sie schnippte mit den Fingern vor meinem Gesicht.

»Na los, Mark. Wach schon auf.«

Ich ächzte.

»Zu mehr bist du nicht in der Lage?«

»Sieht so aus.«

Ich hörte, wie sie den Becher auf dem Nachttisch abstellte. Dann riskierte ich einen Blick. Der Raum schien eine ungewöhnliche Schräglage eingenommen zu haben. Der Lampenschirm, den ich einen Moment lang versuchte zu fixieren, neigte sich ganz langsam zur Seite. Mein Kater schien das ganze Schlafzimmer umzurühren.

»Irgendetwas stimmt mit meinem Kopf nicht.«

»Kann ich mir vorstellen.« Mit überzogenem Mitgefühl

tätschelte Sasha mein Bein. Dann stand sie auf. »Und sag nicht, ich hätte dich nicht gewarnt.«

»Aber nicht genug.«

»Ich habe dich sogar sehr eindringlich gewarnt. Aber du bist ja erwachsen.«

Ich drehte mich ganz vorsichtig zu ihr. Sie stand neben dem Bett, den Kopf zur Seite geneigt, und sah leise lächelnd zu mir hinab. Der hellblonde Pferdeschwanz fiel ihr über die Schulter und bildete einen starken Kontrast zum Schwarz ihrer Uniform.

Wir arbeiteten beide bei der Polizei. Ich war Detective, brachte die meiste Zeit im Büro am Schreibtisch oder an einem Tisch im Vernehmungszimmer zu und kam nur gelegentlich heraus, um Vor-Ort-Befragungen zu organisieren. Ich ging im Anzug ins Büro. Meine Verlobte war Sergeant und Mitglied der Spezialtruppe zum Erstürmen von Gebäuden. Sasha gehörte zu den Leuten, die gerufen wurden, wenn eine Tür zu öffnen war, ohne dass wir anklopfen wollten. Ein harter Job, was sie stets herunterspielte, wenn ich eine Bemerkung in diese Richtung machte, und sie war entsprechend ausgestattet. Ihre kugelsichere Weste bewahrte sie im Kofferraum ihres Autos auf, aber die restliche Uniform hatte sie an diesem Morgen schon an. Mein Blick fiel auf das Arsenal von Waffen und Gerätschaften in ihrem, wie ich ihn immer nannte, Arbeitsgürtel.

»Du siehst aus wie eine Superheldin«, bemerkte ich.

»Bin ich auch.«

»Bist du auch. Ist klar.« Ich richtete mich auf, und alles fing an, vor meinen Augen zu verschwimmen. »O Mann, danke für den Kaffee.«

»Schon gut. Es ist erst kurz nach acht. Du hast noch Zeit, um ein paar Tassen davon zu trinken.«

»Kurz nach acht? Ich habe doch heute Vormittag frei.«

»Weiß ich. Trotzdem dachte ich, dass Kaffee jetzt besser für dich ist als Schlaf.« Sie streckte die Hand aus und wühlte mir liebevoll durchs Haar. »Außerdem dachte ich, dass du dich vielleicht noch von mir verabschieden möchtest, bevor ich gehe. Zumal es für einen Gutenachtkuss gestern Abend nicht mehr gereicht hat.«

Vergeblich versuchte ich mich zu erinnern, wie ich überhaupt ins Bett gekommen war.

»Ach ja. Bitte entschuldige.«

»Hab's überlebt.« Sie strubbelte mir erneut durchs Haar und ging. »Ich muss jetzt jedenfalls los. Haben gleich heute früh einen Einsatz. Wünsche dir einen schönen Tag, Detective Nelson, bis heute Abend.«

Ich nippte an meinem Kaffee. »Sei vorsichtig.«

Sie warf mir einen spöttischen Blick zu. »Ich glaube, das gilt eher für dich.« Sie tippte an ihren Arbeitsgürtel. »Und übrigens, Superheld, vergiss nicht, ich liebe dich.«

»Ich dich auch. Noch mal, entschuldige bitte. Ich meine es ehrlich.«

»Ja, ja, trink nur deinen Kaffee.«

Ich gehorchte. Für meinen Kopf war er nicht schlecht, an dem Schuldgefühl, das mich quälte, änderte er aber nichts. Kaum war die Haustür ins Schloss gefallen, kehrte ich in Gedanken zum gestrigen Abend zurück und erschrak angesichts dessen, was sich schemenhaft vor mir auftat.

Im Hinterzimmer einer Bar unweit der Dienststelle hatten wir gefeiert. Wir waren unter uns gewesen, nur Polizisten. Sashas und meine Kollegen stießen miteinander an, einige allerdings nur widerstrebend. Überall hingen Girlanden, und eine Menge launiger Reden wurden geschwungen, eine davon von Sasha selbst. Nur gut, dass ich mich darin nicht auch noch versucht hatte; ich glaube, ich hatte es tatsächlich in Erwägung gezogen. Darüber hinaus aber konnte

ich mich kaum erinnern, was ich gesagt hatte, vor allem aber, wem. Mir schwante, dass das vielleicht nicht das Schlechteste war.

Tolle Leistung, Mark, dachte ich.

Sternhagelvoll, und Sasha viel netter zu mir, als ich es verdient hatte. Ich trank den Kaffee aus, ließ mich aufs Bett zurückfallen und legte die Unterarme über die Augen.

Tolle Leistung, dachte ich erneut. *Was für eine Verlobungsfeier.*

Gegen zehn war ich hinreichend gefüttert und getränkt, um einen Gang unter die Dusche zu riskieren. Dabei versuchte ich nachzudenken.

Im Dienst bin ich für Vernehmungen zuständig, was ich eigentlich einem Zufall zu verdanken habe. Bevor ich zur Polizei ging, hatte ich Psychologie studiert und im Anschluss daran in Verhaltenspsychologie promoviert. Ich wollte Profiler bei der Kripo werden. Tatorte analysieren, um die gewonnenen Erkenntnisse über den Täter dann nach Magierart herunterzuspulen.

Die Praxis setzte diesem Streben allerdings ziemlich rasch ein Ende, so einfach funktioniert es im realen Leben eben nicht. Natürlich hinterlässt jemand, der eine Straftat begeht, Spuren, die Rückschlüsse auf seine Vergangenheit zulassen. Trotzdem musste ich schnell einsehen, dass die meisten Täterprofile nicht zuverlässiger und hilfreicher sind als ein Horoskop.

Dennoch hatte ich mir im Laufe der Zeit eine gute Menschenkenntnis angeeignet und erkannt, dass ich ein Händchen dafür hatte, mit Menschen zu reden. Es machte mir Spaß herauszufinden, warum sie so waren, wie sie waren, und ihnen auf irgendeine Weise zu entlocken, was ich wissen wollte. Nach meinem ersten Studienabschluss trat ich

den Dienst bei der Polizei an, wo ich mich zunächst auf Tür-zu-Tür-Befragungen spezialisierte. Nach Lises Tod habe ich mich in eine andere Gegend versetzen lassen, dorthin, wo ich jetzt bin. Und ich machte meine Arbeit gut. Mir gefiel es, Menschen zu analysieren.

Sich selbst zu analysieren ist um einiges schwieriger.

Was zum Beispiel hatte ich mir dabei gedacht, mich so zu betrinken? Soweit ich mich erinnerte, war es nicht einmal ein *glückliches* Besäufnis gewesen. Verdammt, wir hatten unsere Verlobung gefeiert, und für alle, die da waren, musste es ausgesehen haben, als wollte ich meinen Kummer ertränken.

Wie musste Sasha sich fühlen?

Das heiÙe Wasser platschte mir auf die Brust, während ich mir das Gesicht einseifte.

Natürlich wusste Sasha, was Lise zugestoÙen war. Das heiÙt, sie wusste auch, dass wir wahrscheinlich geheiratet hätten, wenn Lise nicht ertrunken wäre. Dass ich nie in diese Stadt gezogen wäre. Sasha und ich hätten uns nie kennengelernt, geschweige denn ineinander verliebt. Gut möglich, dass sie damit ein Problem hatte, aber das ließ sie sich zumindest nie anmerken. Sie hatte mein Vorleben akzeptiert und vertraute mir. Zum Dank dafür fiel mir auf unserer Verlobungsfeier nichts Besseres ein, als mich zu besaufen, als wäre es kein Anlass zum Feiern gewesen, sondern ein Totentanz.

Aber warum? Natürlich dachte ich hin und wieder über das nach, was passiert war, auch wenn die Erinnerungen verblasst waren. Eine Zeitlang wurde ich wiederholt von einem Alptraum heimgesucht – der weiche Sand eines Strandes, das glatte Meer, das sich endlos vor mir erstreckt –, aber das war schon Monate her. Wenn ich mich recht erinnerte, hatte ich an Lise letzte Nacht nicht einmal gedacht.

Dachte ich jetzt an sie, spürte ich einen Knoten, der sich in meiner Brust zusammenzog.

Albern.

Ich wusch mir die Haare und prustete das Wasser weg, das mir über das Gesicht rann. Dann stellte ich die Dusche ab. Ich liebte Sasha über alles und wollte sie heiraten. Es war also wirklich albern. Aber das Gefühl war trotzdem da. Ich sah Sashas Gesicht vor mir an diesem Morgen – lächelnd, lieb, aber auch forschend und unsicher – und stellte fest, dass auch ich selbst mich aus irgendeinem Grund nicht verstand, es einfach vermasselt hatte. Es war vielleicht nicht so schlimm, aber trotzdem. Keine Glanzleistung.

Wütend über mich selbst trocknete ich mich flüchtig ab.

Du musst es wiedergutmachen.

Das musste ich, und ich würde es auch tun. Gegen elf und nach einem weiteren schnellen Kaffee fühlte ich mich fast wieder wie ein Mensch. Innerlich aber beunruhigte mich, dass ich das anklagende Rauschen des fernen Meeres hören konnte. Der Knoten in meiner Brust löste sich nicht.

Mittags kam ich bei der Arbeit an.

Auch nach anderthalb Jahren in der Stadt war mir das neue Polizeigebäude immer noch fremd. Einerseits seltsam, da ich in dem alten Gebäude nur ein paar Wochen gearbeitet hatte, bevor die Abteilung umzog. Andererseits hatten wir in der kurzen Zeit in einem sehr schwierigen Fall ermittelt, so dass es vielleicht auch wieder verständlich war, dass sich die Ereignisse an dem alten Arbeitsplatz so eindrücklich in mein Gedächtnis einprägen konnten.

Es war ein heruntergekommener Altbau gewesen, in dem unsere Gruppe in einem einzigen Büro zusammengepfercht war, wo der Platz kaum für alle reichte. Das neue Domizil war in jeder Hinsicht anders: von strahlender Eleganz,

nichts als Glas und Stahl, innen nahezu verschwenderisch geräumig. Alles war hypermodern und perfekt: frisch gestrichene weiße Wände und Decken, weicher Teppichboden, sogar an Kunstpflanzen neben den Aufzügen und abstrakte Kunst an den Wänden hatte man gedacht. In den Fluren hing der Duft von Raumlüfterfrischern, die in Höhe der Fußleisten überall angebracht waren. Pinie vielleicht.

»Guten Tag.«

Um das mir mögliche Maß an Lockerheit bemüht, entbot ich der Kamera im Eingangsbereich meinen Gruß. Die automatische Gesichtserkennung reagierte nicht sofort, so dass ich mich schon fragte, ob es wirklich noch so schlecht um mein Äußeres bestellt war. Ich fühlte mich einen Moment unangenehm gemustert, bis das rote Licht am Türgriff mit einem Klicken schließlich doch auf Grün wechselte.

Ganz anders als im alten Gebäude war meinem Team und mir ein kleiner Trakt mit Büros für uns allein zugebilligt worden. Ich ging in den dritten Stock hinauf und durch die Tür, die in unseren Gang führte.

Mein Büro lag gleich vorn, aber ich schlenderte daran vorbei, um zu sehen, wer noch da war. Greg Martin, unser IT-Spezialist, war eindeutig außer Haus, denn die Tür war zu und abgeschlossen. Damit, dass jemand hineinging, um herumzuschneffeln, war kaum zu rechnen. Und wenn, dann gab es sowieso nicht viel zu sehen. Trotzdem vermittelte Greg immer gern den Eindruck, dass Sicherheit das Nonplusultra seiner Arbeit war und der Zugriff durch einen potenziellen Hacker das komplette System zum Absturz bringen könnte.

Simon Duncan mit seiner unbekümmerten Politik der offenen Tür war genau das Gegenteil. Er war unsere Verbindungsstelle zur Forensik, war zwar häufig nicht da, machte aber die Tür trotzdem selten zu, geschweige denn,

dass er sie abschloss. Auch sein Büro war verwaist. Der Computer summte einsam auf dem Schreibtisch vor sich hin. Abgesehen von einem Kalender, dessen Blätter er seit Februar nicht mehr abgerissen hatte, waren die Wände kahl. Simon war Kletterer und hatte sich für ein Foto mit Bergpanorama entschieden. Vor einer Weile hatte er mir auf seine ihm eigene schalkhaft herablassende Weise erzählt, er habe ein Bild gefunden, das ihm gefiel, und dabei wolle er es belassen. Er brauche kein Papier, das ihm zeige, welchen Tag wir gerade hatten.

Hinter dem Einsatzraum sah ich die Tür von Pete Dwyers Büro einen Spaltbreit offen stehen und vernahm auf dem Weg dorthin schon das leise Klacken seiner Tastatur. Ruhig und regelmäßig. Ein Zwei-Finger-Tipper. Pete. Ein freundlicher Bär von einem Mann, den technische Neuerungen immer wieder in Staunen versetzten. Er stand da und sah sich verwundert um, ohne eigentlich zu begreifen, was um ihn herum geschah. Mein Chef.

Ich klopfte an und stieß die Tür ein Stück weiter auf.

»Hallo, Pete.«

»Mark.« Er blickte vom Bildschirm auf und seine Miene verzog sich zu einem Grinsen, das sich um die Augen in Falten legte und sein Gesicht scheinbar schrumpfen ließ. »Sie sehen aus wie der Tod.«

»Ich dachte schon, der Computer unten würde mich nicht reinlassen.«

»Er wird Sie für einen Landstreicher gehalten haben. Kommen Sie rein. Wie geht's Ihrem Kopf, junger Mann?«

»War schon schlimmer.« Ich schloss die Tür hinter mir. »Wenn auch nicht oft, wenn ich das hinzufügen darf.«

»Sie haben gestern Abend ganz schön gebechert. Wie eine Maschine. Können Sie sich überhaupt noch an unser Gespräch erinnern?«

Ich zuckte zusammen. Nein, konnte ich nicht. In unserer Abteilung herrschte zwar ein relativ lockerer Umgangston, aber Pete war immerhin mein Chef.

»Nicht so richtig.«

»Nicht so richtig. Eigentlich ging es nur darum, wie Sie das alles runterkippen können und was Ihr Kopf am nächsten Morgen wohl dazu sagt. Und ich sage Ihnen eins, Sie wollten davon nichts wissen. Kann es sein, dass Sie außerhalb der Arbeit ein bisschen streitlustiger sind?«

Langsam setzte meine Erinnerung ein: dass Pete mich gefragt hatte, ähnlich amüsiert wie jetzt, ob ich mir meiner Sache wirklich *sicher* wäre – und versucht hatte, einen Witz daraus zu machen, auch wenn es eigentlich nicht witzig gewesen war. Er hatte zwei Töchter im Teenageralter und gab sich immer gern väterlich. Vermutlich war er es deshalb gewohnt, dass man seine Bedenken beiseiteschob. Ich meinte mich dunkel zu erinnern, genau Letzteres getan zu haben, bevor ich ihn umarmte und ihm mit alkoholseligem Freundschaftsgehabe auf den Rücken klopfte.

»Und um einiges anhänglicher«, sagte ich.

Er lachte.

»Sind Sie und Sasha gut nach Hause gekommen?«

»Hab nichts anderes gehört.«

»Sonst auch alles in Ordnung?«

»Immerhin spricht sie noch mit mir. Sie hat mir sogar einen Kaffee gemacht, bevor sie ging.«

»Ihnen ist klar, dass Sie sie nicht verdient haben.« Pete machte es sich auf seinem Stuhl bequem. »Sie ist viel zu nachsichtig.«

»Das stimmt.«

»Deshalb fällt es mir zu, Ihnen für Ihre Sauferei einen Denkkzettel zu verpassen. Aber das hätte ich sowieso getan. Was liegt im Augenblick bei Ihnen an?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich muss noch ein paar Dinge fürs Gericht vorbereiten. Aber ohne Termin. Also nichts, was nicht warten könnte.«

»Das trifft sich gut.« Er reichte mir über den Schreibtisch hinweg eine Akte. »Würden Sie sich das bitte einmal ansehen?«

Ich nahm den dünnen, braunen Ordner mit ein paar ausgedruckten Seiten entgegen. Alle aktuellen Fälle waren über das Intranet der Dienststelle zugänglich. Statt mir aber einfach die Fallnummer zu nennen, hatte Pete sich in altbewährter Manier eine Kopie ausgedruckt. Ich blätterte sie kurz durch und runzelte die Stirn.

»Unfallbericht«, stellte ich fest. »Charlotte Matheson.«

»Genau, mit Todesfolge.«

»Das ist zwei Jahre her. Autounfall. Auf der Umgehungsstraße von der Straße abgekommen. Nichts Außergewöhnliches. Fall abgeschlossen.« Ich sah auf. »Tragisch, aber was soll ich damit?«

»Keine Ahnung.« Pete klang jetzt noch liebenswürdiger. »Aber nehmen Sie die Akte bitte trotzdem mit und lesen Sie sie. Und dann fahren Sie ins Krankenhaus.«

»Na, so schlimm ist mein Kater auch wieder nicht.«

Pete lachte wieder.

»In der Town Street wurde eine junge Frau aufgefunden. Gestern, am späten Nachmittag. Sie war hilflos und hatte Verletzungen im Gesicht. Genaueres weiß ich nicht. Im Krankenhaus gab sie sich als Charlotte Matheson aus.«

»Als diese Charlotte Matheson hier?«

»Genau die. Anschrift, Personendaten, alles stimmt überein. Sie besteht darauf, Charlotte Matheson zu sein.«

Ich blickte auf den Ordner hinab, dann wieder zu Pete.

»Und Sie wollen, dass ich ... ?«

»Dass Sie mit ihr reden, natürlich.«

»Warum?«

»Um zu überprüfen, ob an ihrer Geschichte etwas dran ist.«

»Dass sie von den Toten auferstanden ist?«

Wir wussten beide nur zu gut, was an ihrer Geschichte dran sein konnte. *Dann fällt also mir die Aufgabe zu, Ihnen für Ihre Sauferei einen Denzettel zu verpassen*, wie wahr. Ich schüttelte vorsichtig den Kopf, und Pete lachte erneut.

»Alles Gute zur Verlobung, Mark.«